

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 216 (1943)

Artikel: Die Taufe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Taufe.

„Der Sechste!“ sagte Jochen Panteleit und kratzte sich anerkennend den Kopf. Dann betupfte er Mund und Nase des Säuglings, als wolle er sich vergewissern, daß er auch bestimmt keine Alttrappe vor sich habe. „Und was wird nun mit der Taufe?“ fragte er dann trübselig und sah zu der weißen Frau auf, die ihm das Kind hingereicht hatte. „Wo ich doch das franke Bein habe und nicht nach Dorjutschen fahren kann?“ Dorjutschen war das nächste Kirchdorf, acht Kilometer entfernt. Die Orte im Nordosten Deutschlands liegen nicht so nah beisammen. Man muß es sich schon etwas kosten lassen, seine Christenpflichten zu erfüllen.

„Das hat ja noch Zeit“, tröstete Trine, die weiße Frau. Aber die Wochen vergingen, und der Fuß wurde immer noch nicht besser.

„Du wirst wohl selbst mit dem Kind hinfahren müssen“, sagte Trine zur Bäuerin Hanne und lachte dabei, denn es war hier undenkbar, daß eine Frau mit ihrem Kind zur Taufe fuhr. Das war Sache der Männer, und also lachte auch die Bäuerin. „Der Jung muß eben warten.“

Eines Tages kam Trine ernsthaft an. „Es ist Diphtherie im Dorf“, verkündete sie, „seit gestern liegt die Älteste vom Grigoreit; und heute früh hat sich Lenchen von drüben gelegt. Nun, Gott wird helfen, und sie sind ja auch alle getauft, im schlimmsten Fall.“

Hanne verstand. Ja, natürlich, es war höchste Zeit. Das Kleine mußte getauft werden um der menschlichen und himmlischen Ordnung willen. Aber wer sollte es hinbringen? Trine wußte Rat.

„Dein Bruder wohnt ja im Nachbardorf“, sagte sie, „und er versteht sich sicher darauf. Er hat ja vor vier Wochen selbst seinen Ältesten nach Dorjutschen zum Taufen gefahren!“

Also kam August, der Bruder, und prahlte erschrecklich mit seinem Erstgeborenen. Hatte er nicht neun Jahre auf ihn warten müssen? Und natürlich wollte er gerne mit dem Kleinen fahren. So was machte ihm ordentlich Spaß! Er würde als Zweiten den Müller mitnehmen, der hatte ohnehin in Dorjutschen zu tun und war ein vermögender Mann, das konnte nur gut für den Kleinen sein. Und Trine würde das Kind tragen. Alles in Ordnung!

Früh um 6 fuhren sie ab. „Paßt auch gut auf!“ rief Hanne ihnen nach und ging ein wenig sorgenvoll ins Haus zurück. Vielleicht waren die Wege noch überschwemmt von den letzten großen Regengüssen her.

Das Wetter war schön. Eine wahrhaft großartige Sonne strahlte vom Himmel, August dachte mit Sehnsucht und Zärtlichkeit an seinen Ältesten, mit dem er vor kurzem auch nach Dorjutschen gefahren war, und die Erinnerung daran veranlaßte ihn, im nächsten Krug zu halten und jedem einige Schnäpse zu spendieren. Dann fuhren sie weiter.

„Netter kleiner Jung“, sagte August und betrachtete das Kind, das in seinem Daunenstiefchen dalag, „aber nicht so hübsch wie mein August.“

Trine bezweifelte das. Es ergab sich ein Wortgefecht, das die Kehlen austrocknete, so daß man im nächsten Krug wieder einkehren mußte. Als der Müller Trine beim Wiedereinsteigen half, umfaßte er sie fester als nötig.

„Es ist doch nichts mit dem Junggesellenleben“, sagte er nachdenklich, „wenn man so das Familienglück bei andern sieht —“

Trine war Witwe, sie hatte nichts gegen das Wiederverheiraten, aber sie hatte ihr gutes Brot und konnte es sich leisten, die Männer zu kritisieren.

„Du bist ja viel zu geizig zum Heiraten“, sagte sie geringschäkig, „hungern müßte eine Frau bei dir.“

Das brachte den Müller auf, er verteidigte sich leidenschaftlich. Warum sollte er geizig sein, hatte er das nötig bei seinem Vermögensstand? Ja, er könnte es sich sogar sehr gut leisten, eine Wittib mit zwei Kindern zu heiraten, und vielleicht täte er das wirklich!

„Das käme ja noch auf die Wittib an“, bemerkte Trine, und der Müller versicherte, er sei ganz der Kerl danach, sich auch der anspruchsvollsten Wittib schmackhaft zu machen, o ja!

Eine Wasserfläche blinkte auf. Es waren die überschwemmten Wiesen, durch die der Weg ging. Aber davor stand noch ein Haus, der Rohrkrug!

„Nun sollst du sehen, ob ich geizig bin!“ sagte der Müller und ließ August anhalten. „Hier

gut
wenig
die
oben

groß-
achte
sten,
schen
eran-
edem
n sie

d be-
istef-
mein

Bort-
man
Als
half,

ellen-
das

das
Brot
kriti-

sagte
Frau

idigte
sein,
land?
eine
viel-

, be-
er sei
uchs-
a!
n die
Weg
, der

sagte
„Hier



Eisenbahnunglück bei Riesen am 23. September 1941.

Photopreß, Zürich.

essen und trinken wir alle zusammen, auf meine Kosten!"

Sie aßen, sie tranken auch dazu. Selbst Trine wurde munter. Der Müller schien wirklich besser zu sein als sein Ruf. Sie wärmte in der Küche Milch für das Kind. Es schlief ein. Sie trug es zum Wagen und deckte es gut zu, da war es am besten aufgehoben. Sie selbst ging ein wenig in die Küche zurück, sie hatte wohl doch zuviel getrunken, man war das nicht gewöhnt. Jetzt wollte sie sich ein wenig ausruhen bis zur Rückfahrt. Die Männer tranken unterdessen drinnen weiter, bis August plötzlich die Uhr zog.

„Donnerwetter," sagte er, „es wird Zeit. Los, Müller!"

Beide standen auf, sie taumelten und kamen

weder mit den Beinen noch mit den Gedanken zurecht. Keiner von ihnen war ein großer Säufer vor dem Herrn. Es warf sie fast um. Aber es gelang wenigstens August doch, etwas in Ordnung mit seinen Füßen zu kommen. Er konnte sich doch keine Blöße geben, er, der vor kurzem eine ebensolche Sache so großartig durchgeführt hatte.

Sie stiegen ein, ja, das Kind lag da und schlief, alles in Ordnung! „Hü!" sagte August, vorsichtig traten die Braunen ins Wasser.

Der Weg war nicht zu verfehlen, er war ja mit Bäumen bestanden. Die Sonne brannte heftig hernieder, über der blanken Fläche ringsum tanzten die Mücken, ab und zu schnellte ein Fisch auf. Die Männer fuhren gemächlich hin und

warteten darauf, daß die frische Luft ihnen die komischen Schleier von Hirn und Augen wehen sollte. Aber das schien sehr lange zu dauern. Plötzlich fragte der Müller, der schon eine ganze Weile nachdenklich auf den Rücksitz hinter sich gestarrt hatte: „Wo ist die Trine?“

August hielt an und drehte sich ebenfalls um. Ja, Trine war nicht da. „Vielleicht ist sie im Rohrfrug geblieben“, sagte er nach angestrengtem Nachdenken. Aber dann wurde sein Blick wach.

„Und wo ist das Kind?“ schrie er und packte den Müller am Arm.

Ja, auch das Kind war nicht mehr da. Und das hatte doch schlafend im Wagen gelegen, als sie abfuhr, das wußten sie ganz genau.

Sie sahen erst sich an, dann die Pferde und zum Schluß die Wasserfläche hinter sich. Man mußte die Augen mit der Hand beschirmen, das Licht blendete so stark. Aber war das dort hinten nicht etwas Weißes?

„Dort schwimmt es!“ rief August und: „Dort schwimmt es!“ rief der Müller, dann sprangen sie vom Wagen und strebten heftig der Stelle zu, wo wirklich, deutlicher und deutlicher werdend, ein weißes Bündel auf der Wasserfläche trieb. Es schaukelte ganz sanft hin und her, als läge es in der Wiege. Guter Himmel, wirklich, es schien nicht umgekippt zu sein. Wenn es sich nur hielt, bis man da war! Und dann war man da, und die Männer zogen es gemeinsam hoch, als wäre es ein Doppelzentnersack Weizen.

August griff in das Steckfissen. „Das Wasser ist nicht mal durchgekommen“, verkündete er triumphierend. „Ja, das sind die guten Daunetten, die meine Schwester noch von unserer Mutter bekommen hat, das schwimmt wie Flocken auf dem Meer!“

Er sagte „Meer“. Jetzt, da die Gefahr



Aus Wald wird Ackerland.

Mittelfst Seilwinden werden auf neuartige Weise im Riesenerwald Bäume gefällt.

Phot. Hans Steiner, Bern.



Das von der Seilwinde geführte Drahtseil bringt große Tannen innert kürzester Zeit zu Fall.

Phot. Hans Steiner, Bern.

vorbei war, sollte sie doch noch etwas aus-
sehen.

Im Wagen wickelte August mit der Miene
eines obersten Sachverständigen den Säugling
aus und in ein großes Tuch, das Trine dagelassen

hatte. Bis man nach Dorjutschen kam, war sicher-
lich schon alles ganz trocken.

Zwei Stunden später standen sie mit dem
Täufling vor dem Pfarrer.

„Und wie soll er heißen?“ fragte der würdige Herr.

August sah den Müller an, der Müller sah August an.

„Ja, haben Sie das Kind noch nicht standesamtlich eintragen lassen?“

„Soll ich eben auch noch machen,“ sagte August und starrte tiefsinnig vor sich hin. Dann hob er entschlossen den Kopf. Natürlich sollte der Junge August heißen, das war doch klar! Der Großvater hatte so geheißten, er, der Onkel, hieß ebenfalls so, und er hatte seinen Erstgeborenen auch so genannt. Es war nur in der Ordnung, daß Hanne ebenfalls einen August in der Familie hatte.

„August!“ verkündete er fest.

Während dann das Kind in der Pfarrküche getränkt wurde, ging er zum Standesamt.

Auf der Rückfahrt kehrten sie wieder im Rohrfrug ein, aber nur, um Milch für das Kind wärmen zu lassen. Trine war natürlich nicht mehr da. Sie war zu Fuß heimgegangen. Sie konnte doch nicht gut durch das Wasser nach Dorjutschen waten, und der Rohrfrug hatte keine Pferde frei.

— „Also hier hast du deinen August!“ sagte der Onkel stolz und legte Hanne den Getauften in den Arm.

„August?“ Hanne starrte den Bruder an. „Er soll doch Franz heißen!“

Der Bruder war etwas verwirrt. „Dann muß ich dich falsch verstanden haben“, sagte er, „mir war, als hättest du August gesagt.“

„Aber wo werd ich August sagen“, rief die Schwester, „wo doch schon mein Zweiter August heißt!“

„Oh!“ sagte der Onkel und ließ sich auf den Stuhl fallen.

Trine heiratete wirklich den Müller. Aber als das erste Kind kam, brachte sie es selbst zur Taufe.

Sonderbar.

Um Mitternacht kommt Herr Popper nach Hause. Seine Gattin empfängt ihn: „Wo warst du so lange?“ — „Mit meinen Freunden noch etwas kaufen.“ — „Hm, hm, sonderbar, sonderbar,“ murmelt Frau Popper. — „Warum sagst du sonderbar, Liebling?“ — „Weil du kaufen sagst!“

Der Streit um die Erbschaft.

Aus dem Italienischen übertragen von W. Keller.

Es lebte einstmals vor nicht gar langer Zeit in Pavia ein Herr Antonio de' Torelli. Der stand im höchsten Greisenalter und hatte drei Söhne, die verheiratet waren. Da kam ihm der Wunsch, seine Angelegenheiten zu ordnen, ehe Gott ihn aus dieser Welt scheiden lasse, indem er einem jeden seiner Söhne sein Erbteil jetzt schon übergebe. Er ließ sie also zu sich kommen und sprach:

„Ihr seht, daß bei dem hohen Alter, in dem ich nunmehr stehe, mein Ende nicht mehr ferne ist. Darum ist mir der Wunsch gekommen, eure Lage zu verbessern dadurch, daß ich einem jeden von euch gleichmäßig das Erbteil übergebe, das ihm zukommt. Und dieses möchte ich nicht verschieben bis zu meinem Tode, um so mehr, damit ich das Vergnügen habe, zu sehen, welcher von euch sich am klügsten benehmen wird im Nutznießen und richtigen Verwenden seines Erbes.“

Und so verteilte er seine Häuser und Besitzungen unter sie und vermachte ihnen alles übrige durchs Testament. Hierauf öffnete er, ohne daß sonst noch ein Zeuge dabei war, eine Truhe, worin 6000 Golddukaten waren, und gab einem jeden davon 2000 mit den Worten:

„Meine Söhne, ich tue dies aus Liebe zu euch und aus Rücksicht auf mein hohes Alter. Auch möchte ich gerade das Gegenteil tun von dem, was man an den meisten Greisen beobachtet, die, je älter sie werden, desto mehr begierig und erpicht darauf sind, zu regieren und zu verwalten, wobei sie nicht müde werden, sich mit den Sorgen und Mühen dieser Welt zu plagen, ohne jemals Ruhe und Frieden zu finden. Dieses verkehrte Streben ist aber dem menschlichen Leben gerade so schädlich wie das Gift unserm Körper. Darum will ich fortan einzig und allein darauf bedacht sein, mein Leben so lange und so vergnügt als möglich mit euch zu genießen und meine Gesundheit mit Gottes Gnade zu erhalten, und ich hoffe, daß ihr während der kurzen Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, es mir an nichts fehlen lassen werdet.“

Darauf erwiderten seine Söhne sogleich, daß,